

erst 1785 flammten die alten Streitigkeiten wieder auf. 1785 waren es die verbliebenen Widersacher Böcks unter Führung P. Jacobus Bonins, die dem neuen Kurfürsten Karl Theodor (1777–1799) die Wiederaufnahme der alten Priorwahlfrage antrugen. Sie stießen jedoch auf taube Ohren. Anlässlich einer landesherrlichen Visitation von 1791 äußerte P. Jacobus Bonin, der schon 1770 und 1785 gegen Prior Böck aufgetreten war: »Es ist weder wahre Liebe, weder Fried und Einigkeit. Es gibt unaufhörliche Schwätzereien und unsterbliche Zerrüttungen bis nicht eine dreijährige, freie Priorswahl eingeführt und eine priesterliche Kost von höchsten Orten anbefohlen werde [...]«. Dieser Ansicht schlossen sich auch die vier jüngeren Patres Thaddäus Zeiler, Thomas Obermüller, Petrus Lindner und Philippus Grassl an. Die neue Oppositionsgruppe blieb aber in der Minderheit, denn fünf Patres und fünf Laienbrüder standen treu zum 79-jährigen Prior Böck.

Fazit

In jeder Hinsicht einmalig waren die geschilderten Streitigkeiten im Herrenkonvent von 1770 bis 1774 und ihre gescheiterte Neuaufnahme 1785. Wo lagen ihre tieferen Ursachen? Die Klagen richteten sich grundsätzlich gegen die lebenslange Macht des Priors als Oberhaupt des Männerkonventes und Generalbeichtvater der Nonnen. Mitbestimmung und Freiheitsdrang forderten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihr Recht. Der Urgrund des Zwistes war keineswegs, wie von Dietmar Stutzer behauptet wird, der Kampf der Mönche um die Herrschaft über die Nonnen oder um die Änderung von Kompetenzverhältnissen, wie sie die Regel der heiligen Birgitta vorschrieb. Vielmehr hatte der Zeitgeist der Aufklärung in ganz spezifischer Form die Klostermauern überstiegen. Unsere Mönche besaßen zweifelsohne noch die Überzeugung, dass ihr Klosterleben die Erfüllung des christlichen Lebensideals schlechthin darstelle. Sie bezweifelten aber die Richtigkeit traditioneller hierarchischer Zustände, wodurch sie am Grundsatz des klösterlichen Lebens, dem Gehorsamsprinzip, rüttelten. Dies wäre Jahrzehnte zuvor noch undenkbar gewesen, aber die mit der Aufklärung beginnende Säkularisierung der Welt, der Klosterhetze in der Publizistik der Zeit und die aufgeklärten

Regierungsmaßnahmen gingen an den Klöstern nicht spurlos vorüber.

Anmerkungen:

- ¹ Zuletzt *Wilhelm Liebhart*: *Altbayerisches Klosterleben. Das Birgittenkloster Altomünster (1496–1841)*. St. Ottilien 1987; *Andreas Hamburger*: *Die Spiritualität der heiligen Birgitta von Schweden und das Birgittenkloster Altomünster*. Hamburg 2008.
- ² Dazu *Wilhelm Liebhart*: *Krise, Reform und Blüte. Das Birgittenkloster Altomünster im Barock*. In: *Wilhelm Liebhart (Hrsg.)*: *Der Birgittenorden in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt 1998, S. 237–260.
- ³ *Georg Schwaiger*: *Das Birgittenkloster Altomünster in den Stürmen der Reformationszeit*. In: *Toni Grad (Hrsg.)*: *Festschrift Altomünster 1973*. Aichach 1973, S. 163–192; *Liebhart*, *Klosterleben*, S. 16–24; *ders.*: *Im Banne der Reformation. Das Birgittenkloster Altomünster 1520–1560*. In: *Amperland* 23 (1987) 457–460.
- ⁴ *Wilhelm Liebhart*: *Die Krise im Birgittenkloster Altomünster um 1600*. In: *Amperland* 31 (1995) 67–72. Wiederabdruck in: *Aichacher Heimatblatt* 44 (1996) Nr. 4, S. 15–16 und Nr. 5, S. 17–18.
- ⁵ *Liebhart*, *Klosterleben*, S. 39–45.
- ⁶ *Liebhart*, *Klosterleben*, S. 119–131; *ders.*: *Zur Säkularisation des Birgittenklosters Altomünster*. In: *Amperland* 39 (2003) 250–254. Wiederabdruck unter dem Titel: *Die Säkularisation des Birgittenklosters Altomünster 1803*. In: *Aichacher Heimatblatt* 51 (2003) Nr. 11, S. 43f. und Nr. 12, S. 45–47.
- ⁷ *Liebhart*, *Klosterleben*, S. 108–118. Dieses Kapitel meines Buches liegt in erweiterter und ergänzter Form diesem Beitrag zugrunde und korrigiert *Dietmar Stutzer*: *Die letzten Jahrzehnte des Birgittinerklosters Altomünster*. In: *Amperland* 15 (1979) 428–431.
- ⁸ Die folgenden Ausführungen beruhen, wenn nicht anders vermerkt, auf den Quellenbeständen im BayHStA München, KL Faszikel 41 (heute Geistlicher Rat) und Klosterarchiv Altomünster, Ms. G 16.
- ⁹ *Richard Bauer*: *Der kurfürstliche geistliche Rat und die bayerischen Kirchenpolitik 1768–1802*. München 1971.
- ¹⁰ *Wolfgang Wallenta*: *Die Aufklärung als geistesgeschichtliche Wegbereiterin der Säkularisation*. In: *Amperland* 39 (2003) 202–206.
- ¹¹ Gemeint sind Dominikaner, Franziskaner, Kapuziner und Augustinereremiten.
- ¹² *Johann Pezzl*: *Reise durch den Baierischen Kreis. Salzburg und Leipzig 1784*.
- ¹³ Zitiert nach *Helmut Popp (Hrsg.)*: *Kreuz und quer durch Bayern*. Cadolzburg 1993, S. 80.
- ¹⁴ Zu den Kosten und ihrer Finanzierung vgl. *Wilhelm Liebhart*: *Zur Finanzierung des Kirchenbaus von Altomünster*. In: *500 Jahre Birgittenkloster Altomünster 1497–1997*. Altomünster 1997, S. 83–92. – Wiederabdruck in: *Aichacher Heimatblatt* 46 (1998) Nr. 2, S. 7–8 und in: *Johann Michael Fischer 1692–1766. Architekt des Spätbarock. Katalog der Wanderausstellung vom 15. Mai bis 20. Juni 1999*. Altomünster 1999, S. 81–87.
- ¹⁵ Zum Leben vgl. *Paul Winkelmayr*: *Ein vergessener aber doch berühmter Landsberger. Prior Simon Böck vom Birgittenkloster Altomünster*. In: *Landsberger Geschichtsblätter* 52 (1962) Nr. 4, Sp. 13–16. – Für Recherchen im Pfarrarchiv von Landsberg/Mariä Himmelfahrt bin ich Herrn Klaus Münzer zu großem Dank verpflichtet.
- ¹⁶ *Bauer*, *Rat*, S. 87.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Wilhelm Liebhart, Hohenrieder Weg 20, 85250 Altomünster

»von nun an alle Juden in Sonderhaft«

Das Schicksal jüdischer Häftlinge im Block 6 des KL Dachau

Von Hans-Günter Richardi

Trotz aller Verschleierungsversuche gelang es der SS nicht, die Weltöffentlichkeit über die wahren Zustände im Konzentrationslager Dachau zu täuschen. Berichte, die von ausländischen Zeitungen und von der Emigrantenpresse außerhalb Deutschlands publiziert wurden, informierten die Menschen sehr genau über die Hölle von Dachau. Sogar durch den Äther drangen Nachrichten über das Lager, die von Rundfunksendern im Ausland ausgestrahlt wurden.¹ Hinzu kamen illegal verfasste Informationen, die heimlich in Deutschland selbst verbreitet wurden. Zu diesen gehörte nicht zuletzt die Schrift »Dachauer Gefangene erzählen«, die Martin Grünwiedl im Jahre 1934 geschrieben und in Umlauf gebracht hatte.² Darüber hinaus erschienen jenseits der deutschen Grenzen neben dem seit dem Jahre 1934 in Prag regelmäßig veröffentlichten und von Erich Rinner redigierten »Deutsch-

land-Bericht« der Sozialdemokraten³ auch größere Publikationen in Form von Büchern und Broschüren, die auf das Geschehen in Dachau hinwiesen.

Zu den bedeutendsten Veröffentlichungen, die mit ihren authentischen Zeugnissen des Schreckens Anklage gegen die Brutalität der SS erhoben, zählten das »Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-Terror«, das als zusammenfassende Dokumentation über die Gewalttaten des NS-Regimes bereits am 1. August 1933 in Basel der Öffentlichkeit übergeben worden war,⁴ der Erlebnisbericht »Im Mörderlager Dachau« von Hans Beimler, der ebenfalls noch im August 1933 in der Sowjetunion gedruckt worden war,⁵ die Dokumentation »Konzentrationslager«, die im Jahre 1934 von den Sozialdemokraten im Karlsbader Exil herausgegeben worden war,⁶ und das Buch »Dachau«, das Julius Zerfaß unter dem

Pseudonym »Walter Hornung« im Jahre 1936 in Zürich veröffentlicht hatte.⁷ Schließlich erschien im Jahre 1939 in Paris noch die Dokumentation »Nazi-Bastille Dachau«, die das »Internationale Zentrum für Recht und Freiheit in Deutschland« mit Sitz in der französischen Hauptstadt in Druck gegeben hatte.⁸

Alle Berichte, die von ehemaligen Dachau-Häftlingen stammten, erwähnten ausdrücklich die übelsten SS-Angehörigen mit vollem Namen, um diese aus der Anonymität herauszureißen und in der Öffentlichkeit anzuprangern. Dies geschah vor allem in der Hoffnung, die Täter einmal zur Rechenschaft ziehen und ihrer gerechten Strafe zuführen zu können. Zugleich verfolgten die freigekommenen Gefangenen mit der Weitergabe von Informationen über das KL Dachau das Ziel, den in der Schutzhaft zurückgebliebenen Kameraden auf diesem Wege zu helfen. Dem Terror im Lager sollte unter dem Druck der öffentlichen Meinung im Ausland Schranken gesetzt werden. Denn den SS-Männern waren, wie sich herausstellte, die Nachrichten, die über sie verbreitet wurden, nicht gleichgültig. Vielmehr reagierten sie mit Entsetzen darauf, wenn sie von anderen erfuhren oder gar mit eigenen Ohren hörten, dass ihr Name in einem ausländischen Sender genannt worden war. Manche vertrauten sich sogar Gefangenen an und suchten bei ihnen eine Rückversicherung, indem sie sich von ihnen bestätigen ließen, dass sie angeblich von ihnen immer gut behandelt worden seien.⁹ Natürlich waren diese Versicherungen ohne Wert, weil es ja kein Häftling aus verständlichen Gründen wagte, seinem Block- oder Kommandoführer offen ins Gesicht zu sagen, was er wirklich von ihm hielt. Aber das Verhalten der SS-Leute zeigte doch, dass diese nicht ohne ein schlechtes Gewissen waren. Auch die Reichsführung der SS fürchtete die Enthüllungen im Ausland. Doch nach außen hin spielte die NS-Propaganda die belastenden Berichte als »Greuelnachrichten«, »Greuelhetze«, »Greuellügen« oder »Lügnachrichten« herunter, um das Gesicht vor der Öffentlichkeit in Deutschland zu wahren.

Konzentration aller Juden im KL Dachau

Der Terror der SS richtete sich vor allem gegen die jüdischen Häftlinge. Diese waren zunächst mit Funktionären und Parlamentariern der Arbeiterparteien, als »Bonzen« beschimpft, in der 7. Kompanie, zumeist auch nur »Judenkompanie« genannt, zusammengefasst, der von der SS die beiden härtesten Kommandos im Lager aufgebürdet wurden: Straßenbau und Kiesgrube. Seit dem Jahre 1937 waren die Juden aber allein auf Block 6 untergebracht. Ihre Zahl hatte inzwischen erheblich zugenommen, nachdem das Geheime Staatspolizeiamt (Gestapa) am 17. Februar 1937 die Anweisung erteilt hatte, dass sämtliche inhaftierte Juden künftig im KL Dachau zu konzentrieren seien. Damit stieg der Anteil der jüdischen Häftlinge im Lager von rund 100 Mann im Frühjahr auf etwa 180 Häftlinge im Herbst.¹⁰

Die Sozialdemokraten, die im Exil die Vorgänge in den Konzentrationslagern weiter genau beobachteten, blieb auch diese Entwicklung nicht verborgen. In ihren »Deutschland-Berichten« meldeten sie bereits im Mai 1937: »Nun sollen alle Juden, die im Reich in Schutzhaft sind, nach Dachau kommen. Im Februar und März sind (dort) schon Transporte eingelaufen.« Der erste Transport mit jüdischen Häftlingen, der am 4. Februar 1937, also noch fast zwei Wochen vor der neuen Regelung des Gestapa, nach Dachau rollte, stammte aus dem KL Lichtenburg in Prettin (Sachsen-Anhalt). Doch erst nach der Ankunft im Lager wurden die Gefangenen

davon in Kenntnis gesetzt, dass nach ihnen noch weitere Transporte mit jüdischen Leidensgenossen eintreffen würden. »Wir«, berichtete später einer der Häftlinge aus Lichtenburg,¹¹ »wurden (...) vom Blockältesten 6 in Empfang genommen. Hier erfuhren wir, daß die Juden aus allen Konzentrationslagern Deutschlands in Dachau gesammelt und noch weitere Transporte erwartet würden.« Am 11. Februar 1937 folgten die jüdischen Gefangenen aus dem KL Sachsenburg bei Mittweida in Sachsen, und am 13. Februar erreichte ein dritter Transport mit den Juden aus dem KL Sachsenhausen in Oranienburg das Lager.

Schon bei der Ankunft in Dachau lernten die jüdischen Häftlinge ihren Blockführer, SS-Scharführer Vinzenz Schöttl, und dessen Gesinnungsgenossen auf abstoßende Weise kennen. Der Schutzhaftlagerführer, SS-Standartenführer Hermann Baranowski, begrüßte sie mit der Ankündigung, dass in Dachau ein anderer Wind wehe als in Lichtenburg. »Das«, erinnerte sich der bereits zitierte Lichtenburger Häftling, »bekamen wir auch sofort zu spüren. Wir wurden beim Umkleiden von den SS-Leuten geschlagen und getreten. Mir wurde vom Blockführer Schöttel (sic!) ein Strick zum Aufhängen angeboten.«

Der SS-Scharführer verfolgte die Juden ungezügelt mit seinem Hass. Schon bald fiel ihm der Kaufmann Edgar Loewenstein aus Berlin zum Opfer, der seine Aufmerksamkeit erregt hatte, weil dieser der schweren körperlichen Arbeit nicht gewachsen war.¹² Ständig wurde deshalb der 32 Jahre alte Mann von den SS-Leuten »schikaniert und geschlagen«, wie der Augenzeuge aus Lichtenburg beobachtete. Schließlich versuchten Schöttl und der SS-Scharführer Johann Spatzengger, ebenfalls ein Blockführer, den Häftling im Lagerweiher zu ertränken, was jedoch den beiden misslang. Die Tragödie endete damit, dass Loewenstein am selben Tag, am 16. Februar 1937, in der Toilette auf Block 6 erhängt gefunden wurde. Ob er selbst Hand an sich gelegt hatte oder ob er von Schöttl und Spatzengger aufgehängt worden war, wird sich nie mehr klären lassen.

Unzweifelhaft ist jedoch, dass der Mann in den Tod getrieben wurde. Der jüdische Häftling Hugo Burkhard berichtete, dass Loewenstein kurz vor seinem Ende zitternd und weinend in die Baracke gekommen sei und vom Stubenältesten Benno Oppenheimer einen Strick verlangt habe.¹³ Er sei, so klagte Loewenstein, von Schöttl aufgefordert worden, sich das Leben zu nehmen. »Der Stubenälteste«, erinnerte sich Burkhard, »verweigerte die Herausgabe der Schnur und jagte ihn aus der Baracke. Kurz darauf hing Loewenstein leblos im Abort.«

»Auf der Flucht erschossen«

Auch in der folgenden Zeit stand der Judenblock weiter unter dem besonderen Druck der SS. Mit dem wachsenden Terror häuften sich die Selbstmorde in den Reihen der jüdischen Häftlinge. Männer, die an den Misshandlungen und an den Schikanen der Bewacher zerbrachen, machten ihrem Leben ein Ende. Andere fielen den Schüssen der SS-Posten angeblich bei einem Fluchtversuch zum Opfer. Der Lichtenburger Informant vermerkte auch diese Fälle in seinem Bericht, den die Sozialdemokraten veröffentlichten.¹⁴ »Im März«, verriet er, »wurden zwei Gefangene »auf der Flucht erschossen.« Unter den Männern, die den Freitod einem Leben in Angst und Schrecken vorzogen, befand sich auch der Transportarbeiter Lothar Löwenberg aus Wiesbaden. Nach Aussage des Lichtenburgers wurde der 37 Jahre alte Jude »bei der Arbeit furchtbar geschlagen«. Er versank danach in den Zustand tiefer Depression, der ihm jeden Lebenswil-

len nahm. Die Folge war, dass er am 3. März 1937 in der Nacht Selbstmord beging.

Neun Tage später wurde der jüdische Schriftsteller James Loewy aus Berlin ein weiteres Opfer des SS-Terrors. Der 42-jährige Mann musste am 12. März 1937 sterben, weil er sich, wie der Lichtenburger Mithäftling berichtete, einem SS-Mann zu weit genähert hatte. »Es ist nämlich Vorschrift«, erklärte der Gewährsmann, »daß man beim Sprechen mit einem Posten 6 Meter Abstand halten muß. Löwy (sic!) wurde aufgefordert, den Abstand zu vergrößern. In seiner Angst ging er näher an den Posten heran. Der Posten fühlte sich angeblich bedroht und schoß ihn nieder.«

In einem anderen Fall lockte ein Wachmann einen Häftling sogar absichtlich in den Tod. Der Täter, der seinen Wachdienst hinter dem Stacheldrahtzaun der Lagerbefestigung versah, rief den ahnungslosen Gefangenen heran und befahl ihm, näher zu kommen, als der Angesprochene in sicherer Entfernung vor dem Zaun stehen blieb. Erst nach wiederholter Aufforderung wagte er sich weiter vor. Dabei beging er den verhängnisvollen Fehler und betrat den Rasenstreifen der Neutralen Zone, was der SS-Mann beabsichtigt hatte. Es bestand nämlich für die SS-Posten der Befehl, das Feuer ohne Anruf sofort auf jeden zu eröffnen, der seinen Fuß auf den Rasen setzte. So geschah es auch in diesem Fall, und im nächsten Augenblick sank der Häftling, tödlich getroffen, zu Boden.

Angesichts dieser Verbrechen bewegte die Gefangenen immer wieder die Frage: Was ging eigentlich in den Köpfen der SS-Angehörigen vor, die zu solchen Taten fähig waren? Einen Einblick in das Denken der KL-Bewacher gibt der Aufsatz, den der SS-Scharführer Wolfgang Seuß am 24. Juli 1937 in Dachau über das ihm gestellte Thema »Sinn und Zweck der Konzentr(ations)-Lager« schrieb. Die ganze Arbeit spiegelt einen Mann wider, der bereits so sehr von der NS-Propaganda vergiftet war, dass er nur noch in der Gewalt ein Mittel zur Selbstbehauptung sah. Was er dachte, bewegte sich allein in den vorgezeichneten Bahnen seiner Vorgesetzten und seiner ideologischen Schulungsleiter. Eine persönliche Meinung ist nirgends erkennbar. Selbst seine Formulierungen sind mit der Sprache der Partei identisch und jederzeit gegen andere weltanschauliche Phrasen austauschbar. In der Uniform des Herrenmenschen, die ihn schon äußerlich über die Schwächeren erhob und die ihm fast uneingeschränkte Macht verlieh, blickte er voller Menschenverachtung auf die Gegner herab, die ihm die Partei benannte. Seine Aufgabe war es, diese »Schädlinge« vom deutschen Volk fernzuhalten – und mitunter auch zu zerbrechen.

In fehlerhaftem Deutsch, das den niedrigen Bildungsstand des Blockführers verrät, formulierte der gelernte Schlosser abstruse Behauptungen und Verdächtigungen:

»Als am 30. 1. 1933 die Bewegung die Macht übernahm, hatte sie eine bestimmte Schicht von Menschen gegen sich, die aufgehetzt(t) von der katholischen Kirche, den Kapitalisten und vor allem den Juden. Sie Alle waren bereit(,) sich für ein Sowjetdeutschland einzusetzen und somit dem Deutschtum den letzten Dolchstoß zu versetzen. Sie alle waren bereit(,) das deutsche Volk zu versklaven und der Macht des internationalen Judentums zu unterwerfen.

Das traurige Erbe der Systemzeit(,) »die Arbeitslosigkeit(,) unterstützte ihre Bestrebungen.

Adolf Hitler mußte seine Gegner(,) die gegen alle Kultur und Anständigkeit waren, vernichten, den deutschen Volkskörper von diesen Elementen reinigen, indem er diese in Schutzhaft nahm, die sich in den vom Führer erlassenen Gesetzen nicht fügen wollten. Der Aufbau Deutschlands war damit gesichert.

So entstanden die Konzentrationslager, wo den Elementen Ordnung und Disziplin beigebracht wird, um so das deutsche Volk vor Schädlingen zu schützen.

Mit der Entwicklung des dritten (sic!) Reiches und seiner Gesetzgebung entstand den Konzentrationslagern eine weitere Aufgabe: Alles rassistisch minderwertige und erblich belastete vom Volkskörper fern zu halten und so den Blutsgedanken des Nationalsozialismus (sic!) zu unterstützen.

Es erübrigt sich, die einzelnen Verbrechenssorten aufzuführen, die in den Konzentrationslagern, ihr dem Staate unnützes Leben verbringen. Hier erfahren sie, dass das deutsche Volk anders denkt, als es das internationale Judentum mit seinen Hilfskräften wie Bolschewismus, Kirche und Freimaurertum wünscht.«

Wolfgang Seuß bediente sich der Macht, die ihm über die Häftlinge gegeben war, skrupellos. Er war im Lager als Bestie und »berüchtigter SS-Bandit«, wie ihn der Gefangene Hans Schwarz bezeichnete,¹⁵ ebenso verschrien wie sein älterer Bruder Josef, der auch dem Kommandanturstab des KL Dachau angehörte. Das Gericht in München, vor dem sich Wolfgang Seuß nach dem Zweiten Weltkrieg zu verantworten hatte, urteilte über ihn: »Während seiner Tätigkeit im Konzentrationslager Dachau wurde der Angeklagte alsbald einer der gefürchtetsten SS-Männer des Lagers, der die Häftlinge grundlos in brutaler Weise quälte und mißhandelte, wobei er sich vor allem bei den Auspeitschungen durch besondere Grausamkeit hervortat. Er war schließlich so gefürchtet, daß die Häftlinge versuchten, nicht in sein Blickfeld zu geraten, wenn sie erfuhren, daß er das Lager betreten hatte. Einen besonders ausgeprägten Haß entwickelte er gegen jüdische Häftlinge, die er bei jeder Gelegenheit schlug, trat oder (denen er) auf andere Weise Schmerzen zufügte.«¹⁶

Der Mord an Kurt Riesenfeld

Eines seiner Opfer war der Jude Kurt Riesenfeld, den er einer Tortur unterwarf, die dem Mann das Leben kostete. Der 51 Jahre alte Vertreter aus Breslau war am 6. November 1937 nach Dachau gekommen. Zu seinem Unglück verkannte er von Anfang an die Gefahren des Konzentrationslagers und vertraute darauf, dass ihn die SS als ehemaligen Offizier respektierte, der zudem im Ersten Weltkrieg mehrere Auszeichnungen erworben hatte. Doch die Bewacher teilten nicht seine Ehrbegriffe. Sie demütigten ihn nun erst recht. Wie alle Häftlinge wurde auch Riesenfeld sofort nach seiner Ankunft zum Arbeitseinsatz eingeteilt. Als er in Dachau ankam, war dort der Bau des neuen Schutzhaftlagers im Gange, das möglichst bald das alte Lager aus dem Jahre 1933 ersetzen sollte. So musste sich Riesenfeld den Gefangenen anschließen, die im Lagerbereich damit beschäftigt waren, die Gruben für die Fundamente der neuen Baracken auszuheben oder den Graben für die Kanalisationsrohre auszuschachten, die entlang der künftigen Lagerstraße verlegt werden sollten.¹⁷ Erst nach der Fertigstellung der Abwasseranlage, die für die Wohnbaracken der Häftlinge bestimmt war, konnte daran gedacht werden, die Blocks zu beziehen.

Riesenfeld bekam den Befehl, mit anderen den Kies von einer Fläche, die für den Bau einer Baracke abgesteckt war, abzutragen und vor eine Betonmischmaschine zu schaufeln. Der jüdische Gefangene Oskar Winter, der neben dem neuen Mithäftling arbeitete, erinnerte sich daran, dass die Maschine die erste ihrer Art gewesen war, die er im Lager gesehen hatte. Bisher mussten die Gefangenen das Mischen des Betons allein mit ihren Schaufeln besorgen, wobei sie von der SS mit

Geschrei und mit Fußritten zu höherem Arbeitstempo angetrieben wurden.

Am Samstag, dem 13. November 1937, wurde Winter Zeuge des schrecklichen Geschehens, das Riesenfeld mit seinem Leben bezahlte. »Riesenfeld und ich«, berichtet er, »standen nebeneinander, jeder mit seiner Schaufel. Wir dachten weniger an die Arbeit, sondern unterhielten uns miteinander. Die Betonmaschine ratterte, und die anderen Gefangenen nahmen das Leben auch nicht so schwer, da bei diesen Arbeiten im Lager selbst keine SS-Bewachung zugegen war, außer in besonderen Fällen. Das heißt, wir waren so ziemlich uns selbst überlassen. Riesenfeld stand, die Arme verschränkt auf dem Schaufelstiel, (...) etwas rechts von mir. Er erzählte mir, daß er aus Breslau kam. Er hatte ein paar herabwürdigende Bemerkungen über die Nazis gemacht, vielleicht etwas zu laut, vielleicht etwas angesäuelt. Als er wieder voll zum Bewußtsein gekommen war, saß er jedenfalls in einer Polizeizelle. Niemand konnte ihm helfen. (...)

Und da sah ich – das Bild ist heute noch vor meinen Augen – das Aufblitzen des Sonnenlichts in der hinteren Lagerecke. Das war Loritz auf seiner BMW-Maschine.« Der SS-Oberführer Hans Loritz war der von allen Gefangenen gefürchtete Dachauer Lagerkommandant, der wegen seiner Grausamkeit »Nero« genannt wurde. Winter erkannte die Gefahr. »Ich«, erinnert er sich, »sagte Riesenfeld sofort: »Mensch, beweg dich, Loritz kommt!« Aber er blieb stehen, die Arme weiter auf dem Schaufelstiel verschränkt, und fragte: »Wer ist Loritz? Was hat der mir schon zu sagen. Ich war Oberst im Krieg!«

Ich schaufelte wie ein Verrückter und sagte Riesenfeld nochmals: »Mensch, beweg dich«, als ich von unten (beim Bücken) sah, wie Loritz für einen Moment die Maschine anhielt und verweilte, die Füße auf dem Boden. Im nächsten Augenblick stand er auf dem Streifen, der als Weg diente und der außen am Graben entlang um das Lager herumführte. Da sich ja auf der großen Fläche des Lagers noch keine Gebäude erhoben, konnten wir von allen Seiten gesehen werden, und wir konnten natürlich auch alles wahrnehmen, was außerhalb des Lagers vorging. (...) Die Mauer um das Lager war bereits zu etwa dreiviertel fertig. Lediglich hinter dem damals im Rohbau befindlichen Wirtschaftsgebäude mußte die Mauer noch gebaut werden.

Ich beobachtete, wie Loritz um das Lager herumfuhr zum Jourhaus. Und dann sah ich, wie er mit einem SS-Scharführer auf unsere Gruppe zukam, dem Begleiter nur andeutete: »Der da!« und auf Riesenfeld zeigte. Riesenfeld bekam einen Tritt vom Scharführer, daß er mehrere Schritte weit durch die Luft flog und mit dem Gesicht im Kies landete. Das ging alles so schnell, daß Riesenfeld, der die Schaufel noch in den Händen hielt, sein Gesicht nicht mehr schützen konnte. (...) Ich weiß nicht, ob er sich dabei verletzt hat. Wir wagten es ja nicht, derartige Vorfälle genau zu beobachten – aus Angst, selbst etwas einzufangen. Der Scharführer brüllte nur: »Aufstehen, mitkommen!« Er wartete nicht, bis sich der Mann aufgerappelt hatte, sondern gab ihm einen weiteren Tritt, so daß er nochmals hinfiel. Loritz stand dabei und sagte kein Wort. Riesenfeld richtete sich langsam auf und wollte irgendwas sagen oder fragen, als er vom Scharführer einen furchtbaren Schlag ins Genick bekam. Zugleich wurde ihm zugebrüllt: »Vorwärts! Jetzt erst kam ihm so allmählich in den Kopf, daß er irgendwohin gehen sollte. Wieder erhielt er einen Schlag ins Genick und den Zuruf: »Schneller!« Damit wurde ihm zu verstehen gegeben, daß er zu laufen hatte. Der Scharführer rannte hinter ihm her, und Loritz – wir alle atmeten erleich-

tert auf – begab sich ebenfalls zum Jourhaus (dem Dienstgebäude der Lagerleitung, Anm. d. Verf.), worin der Scharführer mit Riesenfeld verschwunden war.

Für eine bis anderthalb Stunden hörten und sahen wir nichts mehr von Riesenfeld. Dann erschien er auf einmal wieder vor dem Dienstgebäude und schleppte sich mit schwerem Gang zu uns. Er wollte seine Schaufel aufnehmen, konnte sie aber nicht halten. Er hatte eine Stunde lang am »Baum« gehangen. Das war die bevorzugte Strafe von Loritz, die er beim geringsten Anlaß verhängte, ohne auf eine Erklärung oder gar auf eine Entschuldigung einzugehen. Wir wollten Riesenfeld gerade in die Baracke schicken, (...) damit er sich die Hände und die Handgelenke unter kaltem Wasser etwas abkühlen konnte, als zwei Scharführer aus dem Jourhaus kamen. Sobald die beiden sahen, daß Riesenfeld in die Baracke gehen wollte, riefen sie ihn zurück: »Hier, schaufeln, aber ein bißchen dalli!« Der Mann wurde dorthin gestellt, wo der Förderkasten der Betonmischmaschine gefüllt wurde, und gegen einen anderen Gefangenen ausgetauscht. Als der eiserne Kasten so etwa halb gefüllt war, gab einer der SS-Leute (es war Seuß, Anm. d. Verf.) Riesenfeld einen Stoß, daß er in den Kasten fiel. Gleichzeitig setzte der SS-Mann die Baumaschine in Gang, worauf der Förderkasten nach oben gezogen wurde, um seinen Inhalt in die Mischtrommel zu entleeren. Wir fürchteten alle, daß Riesenfeld in die Trommel stürzen und dabei schwerste Verletzungen erleiden könnte. (...) Aber zum Glück kam es nicht so weit, denn der SS-Mann bediente wieder den Mechanismus, und der Kasten sauste mit Riesenfeld herab, wobei er hart auf den Boden aufprallte. Diesen Vorgang wiederholte der SS-Mann mehrere Male. (...) Endlich hörte er damit auf und ging fort.

Riesenfeld lag noch zusammengekauert im Förderkasten und bewegte sich nicht. Wir holten ihn heraus. Er war bewußtlos. Wir nahmen kaltes Wasser und wuschen sein Gesicht und sein Genick. So kam er bald wieder zu sich. Doch nun erschien ein Angehöriger der SS und befahl Riesenfeld, zu arbeiten. Der Mann konnte die Schaufel kaum in den Händen halten. Trotzdem nahm der SS-Mann darauf keine Rücksicht. Plötzlich brach Riesenfeld zusammen, wobei er sich an der Schaufel verletzte. Da sagte ich, der die ganze Zeit direkt daneben gestanden hatte: »Herr Scharführer, sollten wir den Mann nicht in die Baracke nehmen, damit er sich etwas erholen kann. (...)« Die SS-Leute kannten mich als einen der Alten, der sich schon mehr als ein Jahr im Lager befand. Der SS-Mann willigte, wenn auch nicht gerne, ein, und wir konnten Riesenfeld in die Baracke bringen. Wir durften allerdings dort nicht bleiben, sondern mußten alles Weitere dem Stubendienst überlassen. Das waren jene Gefangenen in jeder Baracke, die innerhalb des Raumes für Ordnung Sauberkeit zu sorgen hatten. Wir hatten dort zuverlässige Leute. Riesenfeld kam nicht mehr heraus, bis wir von der Arbeit einrücken konnten. Selbstverständlich wäre es das Beste gewesen, wenn der Mann sofort ins Revier gebracht worden wäre. Aber das durften wir nicht, ausgenommen bei schweren Verletzungen. Wenn sich jemand krank fühlte, mußte er in der Regel morgens nach dem Appell heraustreten, vom Blockältesten gemeldet werden und dann die Erlaubnis des SS-Standartenführers Baranowski abwarten, sich ins Revier begeben zu dürfen.«

Riesenfeld, der im Förderkasten der Betonmischmaschine nicht nur äußere Verletzungen davongetragen, sondern sich auch innere Prellungen zugezogen hatte, überlebte noch die anschließende Nacht, die er auf Block 6 unter der Obhut des fürsorglichen Blockältesten Heinz Eschen verbrachte. Am

darauffolgenden Sonntag, dem 14. November 1937, hielten es die Mitgefangenen jedoch für dringend angezeigt, den Lagerführer beim Frühappell auf den bedenklichen Zustand des Mannes aufmerksam zu machen. »Riesenfeld«, berichtet Winter, »konnte kaum gerade stehen. Beim Stehen torkelte er dauernd von einem Bein auf das andere (...), was Baranowski mißfiel. ›Kann der Kerl nicht strammstehen?‹ brüllte er. (...) Damit drehte er sich um und rief einen Scharführer herbei. ›Nehmen Sie sich mal den Mann vor und zeigen Sie ihm, wie man strammsteht!‹ In dem Moment trat einer aus unseren Reihen heraus und sprach Baranowski an: ›Herr Standartenführer, gestatten Sie mir bitte ein paar Worte. Ich bin Arzt, der Mann hat eine schwere Gehirnerschütterung und vielleicht einen Schädelbruch nach seinem Unfall gestern. Er sollte ins Revier gebracht werden.‹ (...)

Nun hatte Baranowski zu entscheiden. (...) Er schaute nochmals zu Riesenfeld, der selbst beim Stehen ununterbrochen wackelte und sich nicht halten konnte, da ihn vermutlich sein Gleichgewichtsgefühl verlassen hatte. (...) Und so sagte Baranowski endlich: ›Gut also, ins Revier.‹ Der Mann konnte aber nicht allein gehen, so daß Eschen zwei von uns beauftragte, Riesenfeld ins Revier zu begleiten. Er wurde rechts und links gestützt und mehr ins Revier geschleift, als er selbst zu gehen imstande war. (...) Einige Tage danach kam ein SS-Mann zum Block 6 und holte alle Sachen ab, die Riesenfeld gehörten. Riesenfeld war gestorben. Mehr haben wir nicht erfahren.«¹⁸

Die Nachricht vom Schicksal des Juden verbreitete sich im Lager wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund. Bestürzt hörten die Häftlinge, die in ihren Außenkommandos das entsetzliche Geschehen nicht beobachtet hatten, welche Tragödie sich während ihrer Abwesenheit auf der Baustelle des neuen Lagers abgespielt hatte. Um ihrer Empörung über das barbarische Verhalten des SS-Unterführers Seuß Ausdruck zu verleihen, prägten sie in wütender Ironie den Satz, der bald überall im KL seine Runde machte: »Zwei Sack Zement, ein Volljude – eine gute Betonmischung.« Zugleich aber sollte der Ausspruch die Bewacher erheitern. Die Überlegung erschien einem Außenstehenden gewiss befremdlich, dem Erfahrenen im Lager jedoch war sie als Ausdruck der Überlebensstrategie, die von den Gefangenen praktiziert wurde, verständlich. »Als dieser Satz formuliert war«, erinnert sich Winter, »haben wir natürlich gelacht. Er klang gut. Das mußte er auch, weil er die SS zum Lachen bringen sollte. Eschen hatte recht: Solange die Schweine bei guter Laune gehalten werden konnten, waren sie nicht gefährlich.«

Der Mann der Standhaftigkeit

Der Mann, der zu dieser Erkenntnis gelangte, war überhaupt ein ungewöhnlicher Mensch. Er ließ sich auch als Häftling von der SS nicht in die Knie zwingen. Aufrecht trat er ihr entgegen und stellte sich als Blockältester des Judenblocks immer wieder schützend vor seine Mitgefangenen. Das Selbstbewußtsein, das Eschen im Umgang mit den Bewachern an den Tag legte, beeindruckte den jüdischen Mithäftling Dr. Heinz Dietrich Feldheim. Noch nach Jahren urteilte er mit großem Respekt über Eschen: »Er war ein sehr mutiger Mann, der sich für seinen Block einsetzte.«¹⁹ Auch der jüdische Leidensgenosse Oskar Winter behielt den jungen Blockältesten als einen »sehr energischen und tüchtigen Menschen« in Erinnerung, dessen Organisationstalent er zudem bewunderte. »Er war ein hervorragender Mensch.«²⁰ Eschen kümmerte sich um alles auf seinem Block. Streng achtete er auch auf peinlichste Sauberkeit in der

Baracke. »Noch ein anderer Zug«, berichtet Hans Schwarz,²¹ »zeichnete ihn aus: seine große Kameradschaftlichkeit. Seine Sorge galt besonders den Schwachen und Kranken und denen, die aufgeben wollten. Seiner Überzeugungskraft war es zu verdanken, daß alle zusätzlichen Lebensmittel, die einzelne Häftlinge im Judenblock von Angehörigen und Freunden erhielten, untereinander geteilt wurden.«

Sehr genau beschreibt der jüdische Mitgefangene Alfred Eduard Lomnitz das Aussehen des Kameraden: »Heinz war knapp 1 Meter 60 groß, schlank, aber sehr muskulös, unansehnlich, fast häßlich. Er hatte immer eine tadellose Uniform an, blitzende Stiefel, eine nagelneue Mütze, und um den Arm (sorgfältig befestigt) das Feldweibelband mit der 7,²² (...) der rote Streifen der Politischen und die gelben Judenflecken²³ saßen (ebenso) peinlich korrekt angenäht auf seinem Rock und auf dem langen Uniformmantel. Er hielt sich sehr gerade und war eitel genug, sich über seine große, krumme Nase zu ärgern und sich mehr als nötig um das Rasieren und Haarschneiden zu kümmern. Er rückte, als wir nach Dachau kamen, schon seit Monaten nicht mehr mit zur Arbeit aus, paßte aber höllisch auf, nicht aus dem Training zu kommen. Durch Ringkampf, Ringtennis, Dauerlauf und Freiübungen schaffte er, was uns anderen müheloser zuteil wurde, nämlich körperlich aufs Äußerste fit zu bleiben. Als Heinz ins Lager eingeliefert wurde, hielt er mehrere Sportrekorde.«²⁴

Eschen, obwohl mit 28 Jahren noch ein junger Mensch, zählte im Herbst 1937 bereits zu den »Alten« unter den Dachauer Gefangenen. Er befand sich schon seit dem 26. November 1933 im KL Dachau.²⁵ Mit seiner Verfolgung rächten sich die Nationalsozialisten an einem politischen Gegner, der ihnen als kommunistischer Jugendführer schon vor der »Machtergreifung« ein Dorn im Auge gewesen war. Eschen, am 3. Mai 1909 in Berlin geboren und dort auch aufgewachsen, hatte nach dem Abitur seine Heimatstadt verlassen und war nach München gezogen, wo er das Studium an der Technischen Hochschule (TH) aufgenommen hatte.²⁶ Er erfüllte damit einen Wunsch seiner Mutter, die nach dem frühen Tod des Vaters keine Opfer gescheut hatte, um dem einzigen Sohn eine akademische Ausbildung angedeihen zu lassen.

Als entschiedener Gegner der braunen Bewegung trat Eschen, der in der KPD seine politische Heimat fand, in München dem Nationalsozialismus entgegen. Wegen seiner politischen Tätigkeit wurde er bald von der TH verwiesen, was ihn dazu veranlasste, sich noch mehr dem Widerstand gegen Hitler zu widmen. Er verfasste Artikel und meldete sich auch in Versammlungen auf seinen Reisen durch Bayern zu Wort. In München, wo er in bescheidenen Verhältnissen lebte und mit einem Mädchen ein kleines Zimmer teilte, bekämpfte er an den Hochschulen den Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) und stellte sich mit gleichgesinnten Kommilitonen schützend vor den jüdischen Staatsrechtler Hans Nawiasky, der an der Ludwig-Maximilians-Universität im besonderen Maße den Angriffen der Hitler-Anhänger ausgesetzt war.

Eschen ging auch handgreiflichen Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten nicht aus dem Wege und ließ es dabei an Draufgängertum nicht fehlen. Als er nach einer studentischen Demonstration, die von Angehörigen der SA gesprengt worden war, sah, dass die Braunhemden auch Studentinnen attackierten, kam er den Bedrängten zu Hilfe. Dabei erlitt er im Handgemenge durch einen Schuss in den Mund eine schwere Verletzung, die einen längeren Aufenthalt im Krankenhaus nach sich zog.

Die Nationalsozialisten vergaßen den Kampf nicht, den

Eschen gegen sie geführt hatte. Sobald sie in Bayern die Macht an sich gerissen hatten, rechneten sie mit ihm ab, und die SS bereitete ihm im KL Dachau die Hölle. Doch er hielt allen Misshandlungen stand, was nicht nur die jüdischen Häftlinge beeindruckte. Über die Achtung, die sich Eschen durch seine mannhafte Haltung auch bei den nichtjüdischen Gefangenen erwarb, berichtet Lomnitz: »Die Erzählungen, wie sie ihn empfangen und zunächst zugerichtet hatten, wie er tagelang zwischen Tod und Leben schwebte, nächtelang krummgeschlossen war und alle Torturen durchmachte, die überhaupt einer erleben konnte, ohne dabei draufzugehen, hörte ich nicht von ihm, sondern fast durchweg von arischen Kameraden.«

Anfangs sah es nicht danach aus, dass Eschen jemals in eine höhere Häftlingsfunktion aufsteigen könnte. Denn durch seine ausgeprägte Solidaritätsbereitschaft, die er gegenüber den Mitgefangenen zeigte, kam er immer wieder mit der SS in Konflikt. »Heinz«, erinnert sich Lomnitz, »hatte einen weiten Weg durchmachen müssen, bis er es zum Blockältesten der Judenbaracke gebracht hatte. Ein paar Mal war er wegen Zigaretten schmuggels über den Bock gegangen, hatte als Capo Leuten bei der Arbeit aus der Misere geholfen und war darum selbst immer wieder zurückgeworfen worden, bis Lagerleiter und Kommandant endlich auf ihn zurückkamen, als dringend ein Jude gebraucht wurde, den man für einigermaßen »zackig« und militärisch hielt und der die 150 bis 200 Juden, die in Dachau aus dem Reich zusammenströmten, einigermaßen im Sinne der SS regieren konnte. Die SS hielt ihn bis zuletzt, als man ihn durchschaute, für einen Judas an seinen Kameraden. (...) Die Kameraden (aber) hatten bald heraus, daß Heinz der beste Mann war, der überhaupt an seinem Posten gedacht werden konnte.«

Aber auch bei den nichtjüdischen Häftlingen erfreute sich Eschen großer Beliebtheit, was Lomnitz erstaunte, als er mit seinen jüdischen Leidensgefährten aus dem KL Sachsenhausen am 13. Februar 1937 in Dachau ankam. »Uns«, berichtet er, »frappierte zunächst seine Popularität im Lager unter den arischen Kameraden. Auf welchem Kommando man auch arbeitete, überall hörte man Heinz' Loblied: Die einfachen Leute hatten ihn erlebt, wie er ihnen aus der Klemme geholfen hatte, als Capo selbst zufaßte, wo die SS einen alten oder schwachen Mann fertig machen wollte, jeden Fehler selbst auf seine Kappe nahm, nie einen einzigen Moment die Nerven verlor, selbst wenn schon die Gewehre von der Schulter waren. Unter den Politischen kannten ihn die meisten aus der Zeit vor Hitler als Organisator – im Lager war er überall dabei, wo irgendwie gearbeitet wurde (...). Es gab keine Parole, in der er nicht vorkam, und nie verpaßte er eine Gelegenheit, speziell den Leuten (...) der 1. Kompanie, denen es am dreckigsten ging, heimlich Nachrichten und Lebensmittel hineinzuschmuggeln. (...) Er organisierte Diskussionen, eine Hilfskasse, Zeitungs-Vorlesen, brachte Kranken heimlich Medizin, die sie sonst nie bekommen konnten, befreite Leute von gefährlicher Arbeit, griff immer wieder ein, wo einer in tatsächlicher Lebensgefahr war. (...) Wie oft brachte Heinz den gefürchtetsten SS-Leuten Dinge bei, die Leuten das Leben retteten, wie oft schaffte er es, zum Feind übergegangene Capos und Vorarbeiter unschädlich zu machen, uns Dinge zu beschaffen, die wir nie ohne ihn erhalten hätten, die ganze Kompanie herauszubeißen, wo schon wahllose Bestrafung jedem Zehnten drohte.«

Geheime Nachrichten aus dem Lager

Im November 1937 kündigte sich jedoch das Ende Eschens

an, als dieser ein Wagnis einging, das ihm schließlich das Leben kostete. Das Unternehmen stand im Zusammenhang mit dem grauenvollen Tod, den Seuß dem unglücklichen Riesenfeld bereitet hat. Die Bluttat erregte Eschen so sehr, dass er sich entschloss, eine Nachricht über den Mordfall aus dem Lager zu schmuggeln. »Er«, erinnert sich Winter,²⁷ »schrieb einen genauen Bericht, wie es zum Tod des Mannes gekommen war.« Dann sorgte er selbst dafür, dass der Kasiber unbemerkt durch den Stacheldraht nach draußen gelangte. An Möglichkeiten, dies zu bewerkstelligen, fehlte es ihm bei seinen vielen Beziehungen ja nicht. »Eschen«, berichtet Winter, »hatte (...) seine Freunde und Kontakte in verschiedenen Abteilungen, wie zum Beispiel in der Küche, die täglich mit (...) Stadtlieferanten in Verbindung war, oder (in der) Schusterei, (die) Lederlieferungen (bekam). Und einer dieser Kontakte erhielt Eschens Bericht mit dem Auftrag, ihn an eine bestimmte Adresse ins Ausland zu senden.«

Die geheime Botschaft soll, wie Winter bezeugt, ihr Ziel tatsächlich erreicht und dem Auswärtigen Amt des Deutschen Reiches in Berlin erhebliche Unannehmlichkeiten bereitet haben. Für die Reichsführung der SS stand außer Zweifel, dass die Informationen, die ins Ausland gedrungen waren, nur aus dem Lager selbst stammen konnten. So nahm die Inspektion der Konzentrationslager den Fall zum Anlass, die jüdischen Gefangenen in Dachau erneut für die Berichte in der Emigrantenpresse zu bestrafen, die in letzter Zeit verstärkt auf das Elend der Häftlinge im Dachauer Lager hingewiesen hatten. Dies war nicht das erste Mal, dass die Juden angebliche Lügennachrichten mit der Isolierung ihres Blockes büßen mussten.

Wie häufig dies im KL Dachau geschehen ist, berichtet Hugo Burkhard: »Jedesmal, wenn in ausländischen Zeitungen (...) sogenannte Greuelnachrichten (verbreitet) wurde(n), hatten die jüdischen Häftlinge die Folgen (...) zu tragen, und zwar meistens in Form einer Isolierung mit Entzug aller Vergünstigungen, wie Rauchen, Lesen, Nahrungsmittelzusatz, Schreiben (...). Eine Isolierung (...) ging folgendermaßen vor sich: Ganz plötzlich erscholl durch den Lautsprecher der Befehl: »Alle Juden sofort in die Baracke! Alle Türen und Fenster schließen! Wir hatten natürlich nie eine Ahnung, was wir wieder auszu(löffeln) hatten, da wir des öfteren in die Baracke, auch aus anderen Gründen, beordert wurden. Nervös und ängstlich warteten wir auf die uns bevorstehenden Maßnahmen, denn die Ungewißheit fraß an unserer ohnedies heruntergewirtschafteten Widerstandskraft und Energie. Wir brauchten nicht lange zu warten. Der Kommandant ließ uns mit grimmigem Gesicht vor der Baracke antreten und eröffnete uns, daß im Ausland wieder Greuelnachrichten über das Lager Dachau erschienen seien und die Reichsstelle²⁸ in Berlin bis auf weiteres (...) unsere Isolierung als Repressalie angeordnet habe. Wir hatten diese Art von Strafmaßnahme viermal durchzustehen.«²⁹

Die Qualen der Blocksperrern

Die erste Blocksperrung verhängte die Inspektion der Konzentrationslager über die Juden im Juni 1936. »Die Türen der Baracke«, berichteten die Sozialdemokraten aus dem Lager,³⁰ »wurden vernagelt, die Fensterscheiben (...) überstrichen. Nur wenn das Essen gebracht wurde, hat man etwas gelüftet. Die Luft in diese(r) Baracke war daher so schlecht, daß oft Gefangene bewußtlos wurden. Da sie auch keinen Ausgang hatten, traten Ausschläge auf und andere Erkrankungen.« Mehr noch als das Leben im eingeschlossenen Raum setzte den Juden der Mangel an ausreichender Kost zu. Burkhard,

der selbst von der Blocksperrung betroffen gewesen ist, schildert aus eigenem Erleben die Qualen dieser Gefangenschaft: »Da wir (uns) keine Zusatznahrung während der Isolierung kaufen konnten, hatten wir schrecklichen Hunger. Dazu kam noch der (...) Sauerstoffmangel. Nach kurzer Zeit schon stellten sich die Folgen ein: Blässe, Ausschläge, Gereiztheit, Schwäche. Der Hunger war so groß, daß wir den ganzen Tag – außer unseren täglichen Freiübungen – im Bett lagen und vor uns hinbrüteten. Wir schnitten unser Brot mit einem Stückchen Schnur genau in gleiche Scheibchen, rechneten aus, wieviel Scheibchen wir täglich essen konnten, um nicht ohne Brot dazustehen. Unsere Kameraden im Lager versuchten etliche Male, uns Nahrungsmittel über das Dach unserer Baracke, bei größter Gefahr, zuzuschleusen. Es gelang auch einige Male, mußte aber der Gefährlichkeit halber eingestellt werden, da schwere Strafen darauf standen. (...) Einmal, während des Tages, wurden wir je nach Laune unseres Blockführers an die frische Luft gebracht zu Freiübungen. Die älteren und kranken Häftlinge waren separiert und konnten leichtere Übungen machen, die von einem Häftling dirigiert wurden. Ich hatte diese leichten Gymnastikübungen lange vorgeführt, da ich bereits schwere Verletzungen im Lager davongetragen hatte. Je länger die Isolierung dauerte, desto gereizter und nervöser wurden wir. (...) Mißgunst und Haß entfalteten sich, wenn (sich) einer (...) etwas Brot gespart (hatte), während (ihm) der andere, der alles auf einmal (ver)zehrt (hatte), mit weiten, großen Augen begreiflicherweise (beim Essen zusehen) mußte. Wer jemals in einer solch abgeschlossenen Gemeinschaft, unter diesen teuflisch ausgedachten Bedingungen, gezwungen war(,) zu leben, wird vielleicht unseren damaligen moralischen und geistigen Zustand verstehen können.«³¹

Die Isolierung der Juden dauerte drei Monate lang und endete erst im September 1936.³² Den Abbruch der Isolierung hatten die jüdischen Häftlinge, die damals mit annähernd 60 Mann die 1. Korporalschaft der 6. Kompanie bildeten,³³ jedoch allein einem Zufall zu verdanken. »Anfang Herbst 1936«, gab später in Paris das »Internationale Zentrum für Recht und Freiheit in Deutschland« bekannt,³⁴ »inspizierte ein Reichsarzt für die Konzentrationslager das Lager Dachau. Loritz hätte gern den Arzt an der Judenkorporalschaft vorbeigeführt, aber dem fielen die angestrichenen Fenster und (die) mit Riegeleisen verschlossenen Türen auf. So fragte er, was sich darinnen befinde. Loritz getraute sich doch nicht, dem Arzt einen Bären aufzubinden(,) und sagte: »Die Juden.« Der Arzt befahl, die Tür aufzuschließen. Ein Kompagnieführer holte die Schlüssel und schloß auf. Der Arzt wollte in die Korporalschaft eintreten, wich aber mit einem Grausen zurück. Er ließ die Juden draußen antreten. Als er ihre fahlen Gesichter sah, befahl er sofort, daß diese barbarische Maßnahme aufgehoben werde. Die Juden kamen daraufhin wieder unter die anderen Gefangenen.«

Die Hilfe der Blockältesten

Die zweite Isolierung der jüdischen Häftlinge erfolgte ein halbes Jahr später. »Am 16. März 1937«, berichtet einer der Betroffenen,³⁵ »wurde uns vom Standartenführer (gemeint ist Baranowski, Anm. d. Verf.) mitgeteilt, daß von nun an alle Juden in Sonderhaft gehalten würden. Dies sei eine Vergeltungsmaßnahme für die Artikel, die in ausländischen Zeitungen gegen die Konzentrationslager erschienen seien. Die Isolierung der jüdischen Gefangenen dauerte bis zum 30. März 1937. Die Fenster der »Judenbaracke« wurden zugenagelt und von außen angestrichen, die Türen verschlossen. Die Gefan-

genen mußten den ganzen Tag auf den Pritschen liegen. Eine Stunde vormittags und eine Stunde nachmittags wurden sie herausgelassen und machten unter Aufsicht des Blockführers Sport. Während der ganzen Zeit durften die jüdischen Gefangenen nicht schreiben und keine Post oder Geldsendungen empfangen. Sie hatten auch keine Erlaubnis zum Kantineneinkauf und durften nicht rauchen.«

Eschen war rührend darum bemüht, den Kameraden die Kraft zu geben, die sie brauchten, um auch diese Leidenszeit zu überstehen. »Als die (...) Isolierung kam«, erinnert sich Lomnitz,³⁶ »ging Heinz an, nächtlich die Genossen oben auf den Betten im 3. Stock zu versammeln und Unterhaltungen zu organisieren. Während draußen die Posten mit dem Gewehr auf der Schulter um den elektrisch geladenen Stacheldraht herum Wache standen oder hinter den Maschinengewehren von den Türmen ins Lager hinuntersahen, saßen da im Dunkel(n) 10 bis 20 Männer beieinander und diskutierten Proudhon³⁷ und Holbach,³⁸ Komintern und Labour Party – ein alter SPD-Führer sprach über Bebel und Liebknecht, andere eben erst eingelieferte Gefangene über die neuesten Ereignisse in Spanien und Rußland. Ohne Heinz wäre nie auch nur eine einzige Unterhaltung zustande gekommen. Er selbst sprach wenig bei solchen Gelegenheiten – er saß in einer Ecke und träumte vor sich hin.

Heinz war für die gesamten Juden verantwortlich, was bei uns schief ging, ging auf seinen Kopf. Trotzdem erlaubte er mehr, als wohl sonst irgendeiner erlaubt hätte: Trotz strengsten Rauchverbotes ließ er in den Latrinen rauchen, ja schmugelte während der Isolierung selbst Tabak und Zigaretten, natürlich auch Zeitungen, Brot und Schokolade in die Baracke. Er übersah, was irgend übersehen werden konnte, ließ uns außerhalb der Betten, wenn er Befehl hatte, uns das Aufstehen verbieten, mühte sich in jeder Weise, uns einigermaßen bei Mut zu erhalten. Er half, Singen und »Bunte Abende« zu arrangieren und fing selbst an, als es einmal zu oberflächlich und schweinisch wurde, Gedichte von Tucholsky, Becher und Kästner zu deklamieren. Er konnte aber auch bayrische Schnaderhüpferl singen, und zwar die allerdeftigsten und gemeinsten ebenso wie das schöne »Edelweiß« mit all dem Schmalz, der dazu gehört. Er war mit allen Wassern gewaschen und bewährte sich in jeder Lage, in die er gebracht wurde.«

Anmerkungen:

¹ Informationen über das Geschehen im KL Dachau strahlte zum Beispiel der französische Großrundfunksender Straßburg aus. Er nannte in seinen Mitteilungen auch die Namen von Dachauer SS-Angehörigen, die einen besonders üblen Ruf hatten. Der Sender hatte eine große Reichweite und war auch von der SS in Dachau zu hören.

² Befragung von Alfred Haag am 18. September 1975 durch den Verfasser.

³ Deutschland-Berichte 1937, S. 685, und *Irmgard Litten: Eine Mutter kämpft gegen Hitler*. Frankfurt am Main 1984, S. 223.

⁴ Deutschland-Berichte 1937, S. 1541.

⁵ Deutschland-Berichte 1937, S. 1543.

⁶ *Hugo Burkhard: Tanz mal Jude! Von Dachau bis Shanghai. Meine Erlebnisse in den Konzentrationslagern Dachau, Buchenwald, Getto Shanghai 1933–1948*. Nürnberg o. J., S. 96.

⁷ Deutschland-Berichte 1937, S. 1543 f.

⁸ Bericht von *Hans Schwarz: »Juden-Aktion« 1938 in Dachau* (Fotokopie im Besitz des Verfassers).

⁹ Urteil des Schwurgerichts beim Landgericht München II gegen Wolfgang Seuß vom 22. Juni 1960.

¹⁰ Bericht von *Oskar Winter: Riesenfeld* (Fotokopie im Besitz des Verfassers). – Winter hieß mit seinem Familiennamen eigentlich Winterberger. Er änderte seinen Namen erst in der britischen Emigration.

¹¹ Wegen des Mordes an Riesenfeld verurteilte das Schwurgericht beim Landgericht München II Wolfgang Seuß am 22. Juni 1960 zu lebenslangem Zuchthaus.

¹² Befragung von Dr. Heinz Dietrich Feldheim am 27. Juli 1987 durch den Verfasser.

¹³ Befragung von Oskar Winter am 7. Mai 1983 durch den Verfasser.

- ¹⁴ Bericht von *Hans Schwarz*: Heinz Eschen (Fotokopie im Besitz des Verfassers).
¹⁵ Die Blockältesten trugen in der Anfangszeit des Dachauer Lagers die militärische Bezeichnung »Kompaniefeldwebel«. Erst im Jahre 1938 erfolgte die Umbenennung in »Blockältester«.
¹⁶ Diese Markierung der Häftlinge wurde später durch die dreieckigen »Winkel« ersetzt.
¹⁷ Bericht von *Dr. Alfred E. Laurence*: Heinz Eschen zum Gedenken (KZ-Museum Dachau, Archivnummer 9394). – Die Aufzeichnung verfasste Laurence am 3. Juli 1939 in Bombay. Alfred Eduard Lomnitz nahm im Jahre 1942 in den USA den Namen an: Alfred Edward Laurence.
¹⁸ Den Angaben über den Lebenslauf von Eschen liegt der Bericht von *Laurence* zugrunde: Heinz Eschen zum Gedenken.
¹⁹ Bericht von *Winter*: Riesenfeld.
²⁰ *Burkhard*, S. 89 f.
²¹ Deutschland-Berichte 1937, S. 685.
²² *Burkhard*, S. 93.
²³ Deutschland-Berichte 1937, S. 685.
²⁴ Nazi-Bastille Dachau, S. 36.
²⁵ Nazi-Bastille Dachau, S. 37.
²⁶ Deutschland-Berichte 1937, S. 1542.
²⁷ Bericht von *Laurence*, Heinz Eschen zum Gedenken.

- ²⁸ Pierre-Joseph Proudhon (1809–1865) war einer der ersten Vertreter des Anarchismus.
²⁹ Paul Henri Thiry Baron d'Holbach (1723–1789) war ein namhafter Atheist und Materialist.
³⁰ Bericht von *Alfred Dreifuß*: Wie Hans Litten starb. In: *Klaus Drobisch und Gerhard Fischer* (Hrsg.), *Ihr Gewissen gebot es. Christen im Widerstand gegen den Hitlerfaschismus*. Berlin (DDR) 1980, S. 48.
³¹ *Alfred Hübsch*: Die Insel des Standrechts (unveröffentlichtes Manuskript), S. 32.
³² *Burkhard*, S. 92.
³³ *Hübsch*, S. 32 f.
³⁴ Befragung von Feldheim am 2. März 1984 durch den Verfasser.
³⁵ Bericht von *Laurence*, Heinz Eschen zum Gedenken.
³⁶ Befragung von Feldheim am 4. März 1981 durch den Verfasser.
³⁷ *Burkhard*, S. 92.
³⁸ Der Todestag von Siegbert Geismar war der 6. August 1937. Der Jude, am 26. August 1914 in Mannheim geboren, ging dem KL Dachau am 20. März 1937 zu (Verzeichnis der Häftlinge im Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau).

Anschrift des Verfassers:

Hans-Günter Richardi, Obere Mooschwaigstraße 6d, 85221 Dachau

Totschlag in der Hofmark Massenhausen 1593

Ein Fallbeispiel zur Kriminalgeschichte Altbayerns in der Frühen Neuzeit

Von Helmut Modlmayr

Mord und Totschlag als Straftatbestände sind so alt wie die Menschheit selbst (»Abel und Kain«), sie stellten aber immer Ausnahmefälle dar. Im Mittelalter war in Altbayern die Unterscheidung zwischen den beiden Delikten noch unbekannt. Das Oberbayerische Landrecht Kaiser Ludwigs IV. von 1346 spricht vom Totschlag als solchem ohne jede Differenzierung.¹ Privatrechtliche Regelungen und Sühneleistungen waren im Spätmittelalter durchaus üblich. Dies änderte sich seit dem 16. Jahrhundert grundlegend, da man begann, auch nach einem Tötungsvorsatz zu suchen. Die zahlreichen Todesfälle bei Raufereien wurden aber weiterhin als Körperverletzung mit Todesfolge gesehen.

Spektakuläre Mord- und Totschlagsfälle ereigneten sich auch in der Fürstbischöflich-freisingischen Hofmark Massenhausen. Ein Fall von 1593 soll hier näher vorgestellt werden.

Klage einer Baderswitwe 1593

Es haben sich im Bestand Hochstift Freising/Hofkammer im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München zahlreiche Bittbriefe Massenhausener Hofmarksuntertanen erhalten. Der Brief der Barbara Schmid, Badersgattin von Massenhausen, aus dem Jahr 1593 erzählt von einem besonders tragischen Schicksal.² Sie schreibt: »Ehrwürdiger in Gott, Edler, hochgeehrter (...) Herr Statthalter.³ Es wird Euer Gnaden sicherlich zu Ohren gekommen sein, welchen Frevel Wolfgang Wolf, Pfarrer zu Massenhausen, vergangenen Mittwoch an unserer Frauen Geburtstag [8. September] auf dem Heimweg von der Freisinger Dult nach Massenhausen an meinem Ehemann begangen hat. Noch in selbiger Nacht ist mein Hauswirt in Gott verschieden. Ich arme, verlassene siebzigjährige Witwe weiß mir mit meinen fünf Kindern in solcher Betrübnis weder zu raten noch zu helfen (...).« Die Bittstellerin bat darum, zusammen mit ihrem vierundzwanzigjährigen Sohn Balthasar, der das Baderhandwerk erlernt hatte und erst vor vier Wochen aus der Lehre zurückgekehrt war, ein Jahr lang den Baderbetrieb weiterführen zu dürfen. Da ihr Sohn Balthasar bald heiraten wollte, würde sie ihm anschließend das Bad übergeben. »In Anbetracht der Armut und des ausgestandenen Leides solle das Begehren der Bittstellerin bewilligt sein«,

antwortete die Hofkammer am 17. September 1593. Für ein Jahr wurde die Baderin und ihrem Sohn gegen Abgabe der schuldigen Gebühr das Bad zu Massenhausen überlassen.

Totschlag im Affekt

Das Leid der Barbara Schmid war in der Tat ein schweres. Wolfgang Wolf, 1579 in sein Amt als Vikar zu Massenhausen eingeführt, wurde 1582 Pfarrer dieser Ortschaft. Zwischen ihm und dem Dorfbader Jakob Schmid hatte es schon öfter Streit gegeben. Einmal ließ der Bader beim Rasieren des Pfarrherrn zu wenig Sorgfalt walten, das andere Mal war dem Pfarrer der Preis für das Bartscheren zu hoch. Was sich nun genau am 8. September ereignet hatte, ist nicht mehr im Detail zu ermitteln. Der ausführliche Bericht von 1593 darüber, »wie sich der Akt verlossen«, verfasst vom Massenhauser Pfleger Christoph Siggenhauser, ist verloren gegangen. Wir wissen lediglich, dass die beiden, der Pfarrer und der Dorfbader, auf dem Heimweg von der Freisinger Dult nach Massenhausen begonnen hatten, miteinander zu raufen. Bei dieser Auseinandersetzung schlug der Pfarrer Wolf so fest auf den Bader ein, dass dieser noch am gleichen Abend starb. Pfarrer Wolf wurde daraufhin verhaftet und zunächst fünf Tage lang im Gefängnis des Massenhausener Amtshauses eingesperrt. Vermutlich wurde er dann nach Freising verbracht und dort am 6. November, am Tag des heiligen Leonhard von Noblac, 1594 aus der Haft entlassen. Die frühzeitige Entlassung führte der Geistliche auf ein Gelöbnis zurück, das er bzw. seine Schwester dem heiligen Leonhard in Inchenhofen bei Aichach gemacht hatte.

Wallfahrtsmarkt Inchenhofen

Es ist interessant, dass sich auch Menschen um Freising in ihren Anliegen an den zwar im Herzogtum Bayern, aber in der Diözese Augsburg gelegenen Wallfahrtsort wandten. Dieser Ort hatte eine »wundersame« Entwicklung genommen, an der auch das Domkapitel Freising beteiligt war.⁴ Um 1020/1030 erscheint der Ort erstmals als »Inichinhouen«. 1266 schenkte der oberbayerische Herzog Ludwig II. das Patronatsrecht der Pfarrei Hollenbach mit der Filiale Inchen-